



VIII. Geschäfte.

Die Behutsamkeit, sagt Cromwell, ist eine Bürgermeistertugend.

Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.

Difficile est, satiram scribere¹⁾ — aber es wird doch gehen, es geht eben im Leben nicht alles leicht. Ich will es gleich kühn heraussagen, daß ich die größte Wurze bin, die man sich vorstellen kann, und zwar gut bürgerlich wohlhabend bin, aber nie wirklich reich sein werde. Es gibt aber nichts Schöneres, als sich ordentlich wurzen zu lassen, man muß es aber auf die Dauer nur aushalten können.

Ein Beispiel wird sofort beweisen, daß mir nicht zu helfen ist. Vor vielen Jahren besuchte ich einmal einen Freund in Ungarn. Abends spielten wir Ecarté und ich hatte solches Glück, daß ich in kurzer Zeit 1900 Gulden gewonnen hatte. Ich hörte mit 40 Gulden Verlust auf. Ich hätte zwar die 1900 Gulden nie bekommen, aber ich hätte doch wenigstens mit einem kleinen Gewinn aufstehen können. Aber nein! Ich ruhte nicht eher, bis nicht der ganze Gewinn und noch 40 Gulden zum Teufel gegangen waren! Das Kartenspiel treibt es überhaupt furchtbar mit mir. Ich habe im Residenzklub neun Jahre lang Tarock gespielt und war immer passiv. Nach neun Jahren hatte ich einmal 36. Als da jemand sagte: „Heute geht's!“ gab ich dieses Spiel auf und habe seither (es war im Jahre 1909) nie wieder Tarock gespielt. Seit sechs Jahren spiele ich Bridge,

¹⁾ Horaz sagt: Difficile est, satiram non scribere, es ist schwer, keine Satire zu schreiben.

verliere auch immer, bin der schlechteste Spieler im Klub, habe aber dort den Beinamen „Gottfried von Bouillon“ bekommen, weil ich im Kartenspiel nicht foppen kann.

Dieses Beispiel ist typisch und ich bin in der Lage, jedem der bisherigen Kapitel einen oder mehrere ähnliche Fälle anzureihen.

Schon in meiner Jugend fing es an. Wir hatten einen alten Vetter namens Anton Schey, der ein mehrfacher Millionär war und mich sehr gern hatte, weil ich ein fleißiger Student war. Öfters versprach er, daß er mir 100.000 Gulden vermachen werde. Nun kam das Jahr, in welchem mein Bruder als Einjähriger beim zweiten Dragonerregiment diente. Ich hatte ihn noch nie zu Pferd gesehen und einmal wurde festgesetzt, daß ich zeitlich morgens im Prater erscheinen solle, wo Rudolf eine militärische Übung mitmachte. Ich fahre nie im Fiaker, insbesondere nie in den Prater, aber das einmal bestellte ich mir doch einen und zwar für sechs Uhr früh, nahm meinen Vorsteherhund Dágo mit (ein Geschenk des früher erwähnten Herrn von Kuzma) und erschien gegen halb sieben Uhr früh im Prater. Wen treffe ich da, schlicht zu Fuß gehend? Den biederen Anton Schey. Ein Entrinnen war unmöglich und ich dachte auch gar nicht daran, mich zu verstecken, da ich ja die Konsequenzen nicht ahnen konnte. Nach einiger Zeit verlautete in der Familie, daß der gute Mann sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Wenn es dem Alfred so gut geht, daß er mit seinem Hund im Fiaker spazierenfahren kann, dann braucht er ja von mir nicht so viel!“ Und hurtig vermachte er mir statt 100.000 nur achttausend Gulden. Mich hat also diese einzige Praterfahrt meines Lebens 92.000 Gulden gekostet — und da klagen die Leute über die hohen Taxen!

Reichenau und Köveceses gingen noch am glimpflichsten mit mir um. Von ersterem Orte ist hier nur zu erwähnen, daß ich mir einmal ein großes Tintenfaß anschaffte, um es dort zu benützen. Als ich damals wieder fortfuhr, schenkte ich es dem dortigen Zahlkellner. Bei späteren Besuchen brauchte ich es aber dringend und da wurde vereinbart, daß er es mir in jeder Saison leihen solle, wofür ich ihm eine Vergütung von je 20 K zu

zahlen habe. Dieses Tintenfaß kostet mich daher schon beiläufig 3250 K. — In Köveces hat sich folgende Szene abgespielt: Es waren wieder an einem prachtvollen lauen Sommerabend die Zigeuner gekommen und hatten herrlich gegeistert. Sándor, der Primgeiger, erhielt von mir 20 K und außerdem fiel es mir ein, die Hüte zu tauschen. Ich gab ihm meinen netten, reinlichen Hut von Habig und nahm mir den seinigen, der aussah, wie eine von Fett triefende schwarze Nußschale. Nach einigen Tagen erschien diese Mimose wieder und verlangte von mir noch 7 K; mein Hut sei ihm zu klein gewesen und er habe sich in Tyrnau um 7 K einen neuen Hut kaufen müssen! Ich gab ihm zehn und kam dabei noch immer billiger fort als mein Vater, der in ähnlicher Situation Folgendes tat: Er sagte einem Zigeuner, wenn er schön spiele, werde er einen Kreuzer bekommen. Der Zigeuner verstand und spielte herzerreißend; hierauf gab ihm mein Vater einen Kreuzer, eingewickelt in eine Hundertguldennote.

Auch in Bruck verfolgte es mich. Die Rolle des Reichenauer Tintenfassers hatte hier eine Nadel übernommen, die ich mir immer auslieh, wenn ich nach Wien fuhr, wofür ich jedesmal zwei Gulden bezahlte. Außerdem erinnere ich mich an einen guten Witz einer dortigen Kellnerin im sogenannten ungarischen Kaffeehaus. Ich hatte nur eine Schale schwarzen Kaffee getrunken und als ich mit einer Fünfguldennote bezahlen wollte, sagte die Kellnerin: „Schon gut“, wie es der Gast zu sagen pflegt, wenn er beispielsweise vierzig Kreuzer hinlegt. Ich war aber über diesen Scherz natürlich so entzückt, daß ich auf ihn einging.

Im Hotel Meissl vergaß ich einmal eine Zigarre zu bezahlen, die 20 h kostete. Ich habe nun durch eine Reihe von Jahren beobachtet, daß mir der Zahlkellner an jedem dritten Tag diese Zigarre aufrechnete, so daß sie mich nahe an 370 K kostete.

Enorm sind die Verdienste, welche ich als Richter erziele. Vor allem ist festzustellen, daß ich fast 25 Jahre diene und es nicht erreichen kann, am Ersten eines Monats 500 K ausbezahlt zu bekommen; derzeit schwankt mein Monatsgehalt zwischen 495 und 497 K. Weiters muß ich hier eines der traurigsten

Ereignisse meines Lebens gedenken. Ich hatte einen Kollegen namens Helfer, der demselben Gericht zugeteilt war wie ich. Er war ein fähiger, gescheidter Mensch, der mir aber nicht sonderlich sympathisch war und äußerlich dadurch hervorstach, daß ihm der linke Arm fehlte. Trotz des Mangels an Sympathie hielt ich ihn keineswegs für einen Verbrecher; er war jedoch ein schwerer Verbrecher. Er machte enorme Schulden, kam in die gefährlichsten Situationen und bat mich, für ihn zu bürgen. Ich tat dies, will aber die Details hier nicht erzählen, sondern nur das Resultat feststellen. Helfer brachte es durch Betrug dahin, daß ich für ganz kolossal bedeutendere Summen die Bürgschaft übernahm, als es mir bewußt wurde, wozu allerdings auch meine Leichtgläubigkeit, Sorglosigkeit, Dummheit und die Unmöglichkeit beigetragen haben, den Gedanken zu fassen, daß ein Richter den anderen betrügen könne. Eines schönen Tages war Helfer nach Amerika durchgegangen. Vorher schrieb er mir einen Brief, in dem er mir sagte, daß er nach Ungarn zu Verwandten fahre und mir bekanntgab, daß ich für einige tausend Kronen werde aufkommen müssen. An demselben Abend fuhr er jedoch nach Hamburg, statt einiger tausend Kronen waren es sehr viele, die Gläubiger meldeten sich scharenweise und ich hatte das Geld zu beschaffen. Dies mußte innerhalb weniger Tage geschehen, wenn eine Katastrophe vermieden werden sollte; ich schwankte einige Zeit lang zwischen den schauderhaftesten Möglichkeiten, aber meine Familie ließ mich nicht untergehen; ihr und insbesondere meinen guten Tanten danke ich hierfür aus vollstem Herzen. Diese Zeit ist aber nicht spurlos an mir vorübergegangen. Dies ist begreiflich, das Gegenteil wäre verächtlich, und wenn ich mich daran erinnere, welche haarsträubenden Situationen ich damals mitmachte, wie ich wochenlang zitterte und bebte, wie ich heute nicht wußte, ob ich morgen nicht werde vernichtet sein und vom Schauplatz werde verschwinden müssen, dann wird man es mir glauben, daß diese Zeit den Grund zu einer Nervosität gelegt hat, von der ich wohl nie mehr ganz werde befreit werden. Zwei tragikomische Momente hat aber auch diese Epoche gezeitigt. Knapp vor Helfers „Abreise“, als der Zusammenbruch zwar noch nicht offiziell war, aber mir nicht

mehr verborgen bleiben konnte, besuchte ich ihn einmal, um einige Dinge zu besprechen. Trotzdem ich die Zukunft kommen sah, wollte ich dem Mann, der ja tief unglücklich sein mußte, absolut nicht weh tun und beschränkte ich mich deshalb darauf, mit ihm in aller Ruhe und ohne ihm ein hartes Wort zu sagen, das Notwendige zu diskutieren. Der Mann, der viel bessere Nerven hatte als ich, regte sich auch bei dieser Unterredung gar nicht auf und ging bald fort, mich allein bei seiner Frau zurücklassend. Da sagte sie zu mir: „Ich habe es nicht gern, wenn Sie mit meinem Mann über Geldsachen sprechen, Sie regen ihn nur auf!“ Sie war übrigens seine Hehlerin und noch ärger als das, denn sie hat es zustande gebracht, durchzugehen und ihr einziges Kind allein bei einem Dienstboten zurückzulassen. Und was ich noch hier anführen will, ist, daß mir Helfer acht Monate nach seinem Durchgehen schrieb, ich solle ihm 500 K schicken, worauf ich allerdings keine Antwort gab. Dieser Ex-Kollege war, wie gesagt, ein gefährlicher Betrüger; er hat viele andere schaudervolle Delikte verübt, außer mir auch andere Kollegen betrogen, Wechsel und Notariatsakte gefälscht, Geld von Parteien verlangt u. s. w. Und doch hat auch dieses Ereignis Gutes gezeitigt, denn seither habe ich mir zugeschworen, für niemand mehr zu bürgen; ich habe dies durchgeführt, obwohl ich wiederholt hierum ersucht wurde; von den Betreffenden hat sich der eine umgebracht, der andere wurde eingesperrt etc. und ich wäre immer wieder in die eben beschriebenen Situationen gekommen, aus denen es aber kaum mehr eine Rettung gegeben hätte.

Andere „gute Geschäfte“, die ich bei Gericht machte, sind wohl viel harmloserer Natur. Ich will drei von ihnen anführen, die zufällig alle mit derselben Person zusammenhängen, einem gewissen S., der jahrelang meinen Verhandlungen zuhörte, offenbar um zu lernen; hiebei muß ich erwähnen, daß sich diese ständigen Zuhörer selbst Kiebitze nennen. Als ich vor einigen Jahren meine Wohnung betrat, sah ich auf meinem Tisch ein mächtiges Blumenarrangement, geschmückt mit roten Seidenbändern, welche in goldenen Lettern folgende Inschrift trugen: „Zur Erinnerung an mein zehnjähriges Kiebitzjubiläum und an Ihren treuen

Kiebitz S.“ Da ich nach der mir amtlich bekannt gewordenen Vergangenheit des S. begründeten Zweifel daran haben mußte, daß er diese Blumen auf reelle Weise erworben habe, sah ich mich dazu veranlaßt, ihm 15 K für das „Geschenk“ zu übergeben. — Dann: Mein Vater beschäftigt einen Mann, der ihm Schreibarbeiten besorgt, Gänge macht u. s. w. Dieser brave Mann fühlte einmal das Bedürfnis, mir zu Weihnachten eine Brieftasche zu schenken. Sie langweilte mich aber bodenlos und ich beschloß deshalb, sie dem ersten besten Menschen zu schenken, dem ich begegnen werde — es war S. Am folgenden Tage kam er und berichtete mir, daß er in der Brieftasche sechs Versatzscheine gefunden habe. Man stelle sich nur meine peinliche Situation vor, dem armen Schenker dies mitzuteilen; nebenbei mußte ich aber dem S. 15 K Finderlohn zahlen; das sind meine Geschäfte! Auch den Krieg nützte S. sofort aus; er erzählte mir, daß er einrücken müsse, ich schenkte ihm in gerührter Stimmung Geld und — S. blieb in Wien. — Ein anderes Bild! Papa, Graf Wilczek und ich machten einmal vor vielen Jahren einen Ausflug. Ich weiß nicht mehr genau wie es war, aber das weiß ich, daß wir eine alte eiserne Tafel fanden, in welche die Zahlen 55, 9, 48 eingraviert waren. Wir setzten damals zusammen drei Gulden in die Lotterie und gewannen natürlich nicht. Ich bin aber manchmal ein großer Optimist und setze seit zirka 22 Jahren in jedem Monat 2 K, manchmal auch mehr, so daß ich hierauf gewiß schon 600 K investierte. Ich weiß aber bestimmt, daß ich einmal sicher ein Ambo machen und 8 K gewinnen werde.

Die Reihe derartiger lukrativer Unternehmungen ließe sich ins Unendliche fortsetzen. Ich will aber gerecht sein — werde ich doch als Richter dafür bezahlt — und muß auch einige unglaubliche Glücksfälle anführen. Im Jahre 1894 traf ich einmal mit Viktor Mautner auf der Gasse zusammen. Er sprach mich mit den Worten an: „Ich lege Dir 100:1, daß Du nicht erratest, woher ich jetzt komme!“ Ganz ruhig und sicher antwortete ich darauf: „Natürlich vom Stephansturm!“ Mautner war wie vom Blitz gebissen und ich hatte es erraten! Als wir bei Schlumberger in Abrahám zur Jagd waren, wurde nach Tisch

Bridge gespielt. Bevor wir um die Sitzplätze zogen, fragte ich Schlumberger, wie hoch er es mir lege, daß vier Treff gezogen werden. „100 : 1“ war die Antwort, worauf vier Treff gezogen wurden. Hieran schließt sich eine zweite Wette, die ich mit Schlumberger auch beim Bridgespielen gemacht habe und die eigentlich nur für Kenner dieses Spieles verständlich ist. Der erste Rubber, den wir spielten, machte 4 aus, eine ziemlich seltene Zahl. Der zweite ebenfalls. Jetzt konnte ich nicht mehr anders und trat an Schlumberger mit der Frage heran, auf die er ja nur gewartet hatte: „Wie legen Sie mir, daß der dritte Rubber auch 4 macht?“ Er: „80 : 1!“ Ich: „Gemacht!“ und nach einer entsprechenden Pause: „Sie haben verloren!“ Nachträglich stellte sich aber heraus, daß mein guter Freund Schlumberger, den ich wirklich innig verehere, mich in beiden Fällen enorm bewuchert hatte, denn beide Wetten waren, wie die Sachverständigen ausrechneten, mindestens 1000 : 1 zu legen. Meine Leidenschaft, derartige Wetten abzuschließen, veranlaßte einen Freund zur Prägung eines guten Wortes. Er sagte: „Ich glaube, wenn Sie eine Henne sehen, müssen Sie sie fragen, wie sie Ihnen ein Ei legt!“ Bei dieser Gelegenheit will ich es auch endlich einmal heraussagen, daß die Wetten den Grundstock meines Vermögens bildeten. Ich habe ganz klein angefangen (beim Trabfahren habe ich für das Pferd „Revolver“ einmal für fünf Gulden fünfhundertzwölf bekommen) und es durch Ausdauer im Wetten und eisernen Fleiß zu dem gebracht, was ich heute bin.

Da ich eben von Viktor Mautner gesprochen habe, will ich dieses Kapitel nicht beschließen, ohne eine köstliche Szene zu beschreiben, die ich mit ihm erlebte. Er erzählte mir einmal von einer Fasanjagd, die er gepachtet hatte. Auf meine Frage, ob die Jagd gut sei, antwortete er: „No, sie ist nicht besonders; drei oder vier Schützen schießen nachmittags so 3- oder 4000 Hahnen!“ Im Zusammenhang damit erzählte er mir, daß er bei einem Hasenstreif, wobei der Streif durch einen Meierhof ging, acht Foxterriers geschossen habe und daß er einmal mit einem Kugelstutzen eine Schnepfe von einer Pappel herunterholte. Das alles mußte ich ruhig anhören und mußte machen, als wenn ich es glauben würde. Ich schwieg also und dachte mir, daß ich schon

einmal Gelegenheit finden werde, mich zu revanchieren. Diese kam zufällig bald. Im Sommer kam ich auf einen Tag von Kövecses nach Wien und traf Viktor Mautner beim Speisen. Als ich erzählte, woher ich komme, fragte er mich, ob es wahr sei, daß es in Kövecses so glänzende Jagden gebe. Ich antwortete mit derselben Blasiertheit wie seinerzeit er: „Ach Gott! Es ist nicht so arg. Wir haben bis jetzt 21.000 Rebhühner geschossen. Die anderen 10.000 müssen die Bauern erschlagen, weil uns das Jagen schon zu fad ist!“ Jetzt mußte er schweigen.

Ich muß aufhören, denn ich muß wetten gehen. Ich halte es nicht so lange ohne Wetten aus und deshalb proponiere ich allen Lesern 100 : 1 folgendes Tripleevent: Daß Viktor Mautner nie am Stephansturm war, daß jeder Leser die Nummern 55, 9, 47 setzt und daß trotz meiner fabelhaften Erfolge noch niemals jemand so viele schlechte Wetten gemacht hat als ich.

